

Tocquevilles ambivalente Position zum Rassismus im intersektionalen Spannungsfeld

Es gibt viele gute Gründe, sich auch heute noch mit der politischen Philosophie von Alexis de Tocqueville (1805–1859) zu befassen. Tocqueville ist – trotz einiger deutschsprachiger Publikationen in den letzten zwanzig Jahren – nicht nur immer noch ein Denker, der hierzulande oft unterschätzt wird und eher in der zweiten Reihe der Ahnengeschichte der Philosophie und politischen Ideengeschichte steht. Er ist auch ein Autor, dessen tiefgreifende, differenzierte und detailgetreue Analyse der Demokratie in der Politikwissenschaft bis heute geschätzt wird und daher in der breiteren deutschsprachigen Öffentlichkeit mehr Gehör verdienen würde. Während er in den USA oder in seinem Heimatland Frankreich nahezu ›Kultstatus‹ genießt, bleibt eine breite Rezeption in Deutschland bislang aus.¹ Dies ist umso bedauerlicher, wenn man sich vor Augen führt, wie hochaktuell seine Analyse der Schattenseiten einer demokratischen Ordnung auch heute noch ist. Mit großem Feingefühl widmet er sich – gerade weil er die Demokratie als beste Staats- und Gesellschaftsform schätzt – den systemimmanenten und externen Herausforderungen, die ihr Gelingen langfristig verhindern könnten. Neben einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Individualismus und einer aus ihm resultierenden politischen Apathie oder Politikverdrossenheit, einer Tyrannei der Mehrheit und vielen anderen Gefahren ist es hinsichtlich des Themas des vorliegenden Sammelbandes freilich Tocquevilles Auseinandersetzung mit dem Rassismus, die aus heutiger Sicht aufschlussreich ist und dies aus mehreren Gründen.

Zum einen spielt Tocquevilles Analyse des Rassismus (auch in den USA) eine vergleichsweise untergeordnete Rolle in seiner Rezeption²

- 1 Harald Bluhm/Skadi S. Krause, »Viele Tocquevilles? Neuere Interpretationen eines Klassikers«, *Berliner Journal für Soziologie*, (2005/4), S. 551–562, hier S. 551; Karlfriedrich Herb/Oliver Hidalgo, *Alexis de Tocqueville*, Frankfurt am Main: Campus 2005, S. 56; Harald Bluhm/Skadi S. Krause, »Tocqueville – Analytiker der modernen Demokratie. Einleitung«, in: dies. (Hg.), *Alexis de Tocqueville. Analytiker der Demokratie*, Paderborn: Brill Deutschland 2016, S. 291–322.
- 2 Skadi S. Krause, »Rasse/Rassismus«, in: Norbert Campagna et al. (Hg.), *Tocqueville Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Berlin: Metzler 2021, S. 260–261, hier S. 260; Richard W. Resh, »Alexis de Tocqueville and the

und eine neue Interpretation seiner Ausführungen zum Rassismus kann daher innerhalb der Tocqueville-Forschung einen wichtigen Beitrag zur Entschlüsselung des politischen Denkens von Tocqueville leisten. Zum anderen – und hierin findet sich der deutlich gewichtigere Grund – lassen sich aus einer Betrachtung von Tocquevilles Verhältnis zum Rassismus Erkenntnisse gewinnen, die für heutige Debatten relevant sind. So steuert eine rassismuskritische Lesart seiner Demokratietheorie nicht nur einen Mosaikstein zum rassismuskritischen Betreiben von Philosophie und zu einer rassismuskritischen Auseinandersetzung mit der Ideengeschichte bei, sondern geht noch darüber hinaus. Von Tocquevilles Erläuterungen können wir erstens über strukturellen Rassismus, zweitens über das Verhältnis von Rassismus und Demokratie beziehungsweise die spezifische Wirkung des Rassismus in der Demokratie und drittens auch über den Zusammenhang von verschiedenen Ausschlusskategorien lernen. Darüber hinaus tragen seine Gedanken auch zu einer möglichen Antwort auf die Frage bei, wie wir mit rassistischen Passagen in den klassischen Werken der politischen Theorie umgehen sollen (vgl. Beitrag von Bandelin, Breitenstein, Gajic und Peaceman in diesem Band): Legt man Tocquevilles Werk zugrunde, muss die Antwort lauten: Erst recht lesen, auf keinen Fall aus dem Kanon streichen, denn wie sich zeigen wird, sind seine Ausführungen zum Rassismus von Inkonsistenzen in seinem Denken geprägt und damit in gewisser Weise ebenso ambivalent wie seine Demokratietheorie. Liest man die rassistischen Passagen in seiner Demokratiestudie, so komplettieren sie nicht nur Tocquevilles politisches Denken und sind schon deshalb relevant. Sie zu unterschlagen würde auch bedeuten, wichtige Einsichten darüber zu verlieren, inwiefern rassismuskritisches Denken durchaus auch zusammen mit rassistischen Vorurteilen auftreten kann, wie dies bei Tocqueville der Fall ist. Teilweise greifen seine Überlegungen zu *race* dem voraus, was wir heute unter strukturellem Rassismus verstehen, und setzen sich kritisch damit auseinander, während Tocqueville andererseits einem auf rassistischen Vorurteilen basierenden Denken in Essenzialismen verfangen bleibt. Auch zum Thema der Intersektionalität – wie also die drei klassischen Ausschlussformen *race*, *class* und *gender*³ miteinander zusammenhängen und sich gegenseitig verstärken – hat Tocqueville etwas zu sagen, wenn auch nicht explizit, da der Begriff der Intersektionalität zu seiner Zeit noch nicht

Negro. Democracy in America Reconsidered», *Journal of Negro History* (1963/4), S. 251–259; Mary Lawlor, *Alexis de Tocqueville in the Chamber of Deputies. His views on Foreign and Colonial Policy*, Washington: Catholic University of America Press 1959, S. 100–130.

- 3 Die in der jüngeren Intersektionalitätsdiskussion zusätzlich verhandelten Diskriminierungsformen wie Altersdiskriminierung, Homo- und Transphobie oder Ableismus werden im folgenden Beitrag nicht näher thematisiert, da Tocqueville sich im Kontext seiner Demokratietheorie nicht damit befasst hat.

existierte. Insgesamt soll diese Auseinandersetzung mit Tocquevilles politischem Denken also zeigen, dass ideengeschichtliche Beiträge den Diskurs über Rassismus in Gesellschaft und Philosophie bereichern können – und zwar gerade, weil sie nicht aus unserer Zeit sind. Sie lehren uns, wie sich rassistische Denkmuster und Ideologien tradieren konnten, die auch heute noch zur Manifestation des Rassismus in all seinen Varianten beitragen und auf welch unterschiedliche Arten uns Rassismus – auch in der Demokratie – begegnen kann.

Um Tocquevilles Haltung zu *race*/Rassismus nachzeichnen, einordnen und interpretieren zu können, soll zunächst der Kontext erläutert werden, in den Tocquevilles Überlegungen zu *race*, *class* und *gender* eingebettet sind und eine kurze, überblicksartige Einführung in Tocquevilles Demokratieverständnis gegeben werden. Hierbei wird vor allem auf sein politiktheoretisches Hauptwerk *Über die Demokratie in Amerika* eingegangen. In einem zweiten Teil werden die Widersprüche in Tocquevilles Haltung mit Blick auf *race* dargelegt, indem wir uns die konträren Textpassagen zu *race* näher ansehen und auch einen Blick auf Tocquevilles persönliche Haltung zum Rassismus werfen, ihn also als Privatperson, beziehungsweise in seiner Funktion als Politiker, der er zeitweise auch war, genauer unter die Lupe nehmen. Der dritte Teil des Beitrags wird sodann auf die intersektionale Verknüpfung mit den beiden anderen klassischen Diskriminierungsformen *class* und *gender* eingehen und zeigen, inwieweit die Demokratie als Herrschafts- und Gesellschaftsform Tocqueville zufolge einen Einfluss auf die Ausprägung des Rassismus hat. Im vierten und letzten Teil erfolgt schließlich ein Fazit, das die Ergebnisse der Analyse zusammenfasst und sich ausgehend von Tocquevilles Überlegungen der Frage nach dem Umgang mit seiner Diagnose stellt.

Als Grundlage für die vorliegende Untersuchung werden primär Tocquevilles schon angesprochenes Hauptwerk *Über die Demokratie in Amerika* sowie vereinzelt andere kürzere Schriften herangezogen. Besonders hinsichtlich der Auseinandersetzung mit den Native Americans ist Tocquevilles Schrift *Fünfzehn Tage in der Wildnis* hilfreich. Die These, die dem Aufsatz zugrunde liegt, lautet: *race*, *class* und *gender* stehen in Tocquevilles politischer Theorie auf eigentümliche Art miteinander in Verbindung und die Demokratie als Staats- und Gesellschaftsform hat einen starken Einfluss auf die konkrete Ausgestaltung des Rassismus als Diskriminierungsform. Ziel des Aufsatzes ist es, Tocquevilles ambivalente Haltung zu *race*/Rassismus differenziert darzustellen und sie in Verbindung mit den anderen, von ihm erwähnten Diskriminierungskategorien zu bringen sowie sie in den allgemeinen Kontext seiner Demokratietheorie und damit seines politischen Denkens einzuordnen. Beginnen wir mit dem ersten Teil, der Einführung in Tocquevilles Demokratieverständnis und einer Erläuterung des Kontextes, in den Tocquevilles Überlegungen zu *race*, *class* und *gender* eingebettet sind.

Ausschlusskategorien im Kontext von Tocquevilles Demokratietheorie

Bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelt der französische Philosoph und Politiker Alexis de Tocqueville ein bemerkenswertes Gespür für die Komplexität der Demokratie und die Gefahren, die mit ihr verbunden sind. Sind seine Ausführungen zur Demokratie im ersten, 1835 erschienenen Teilband seines politiktheoretischen Hauptwerks mit dem Titel *Über die Demokratie in Amerika* noch voller Begeisterung für die amerikanischen Verhältnisse (er hat das Land 1831/1832 mit einem Freund bereist und dabei intensiv die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse studiert), schlägt der zweite, 1840 publizierte Teilband deutlich skeptischere Töne an.⁴ Hier nimmt Tocqueville die Demokratie als Staats- und Gesellschaftsform per se in den Blick und löst seine Analyse von den amerikanischen Gegebenheiten seiner Zeit. Während ihm zu Lebzeiten vor allem der erste Band seiner Demokratiestudie Ruhm eingebracht hat, ist es heute der zweite, demokratiekritische Band, für den er geschätzt wird. Loblieder singt man ihm viele, etwa als Inspirationsquelle für die empirische Politikwissenschaft, weil er aus den Beobachtungen, die er während seiner Amerikareise gemacht hat, allgemeine Erkenntnisse über die Demokratie ableitete, die dann schließlich zur Entstehung seines Hauptwerks führten. Häufig schätzt man ihn auch als Vordenker der vergleichenden Politikwissenschaft, weil er stets die amerikanischen und die französischen Verhältnisse im Blick hat und gegenüberstellt, wenn er darüber nachdenkt, was die Demokratie ausmacht.⁵ Neben diesen beiden Komponenten ist für die Frage, welche Rolle der Rassismus in seinem Denken spielt, noch ein dritter Faktor wichtig: Tocqueville war aristokratischer Herkunft, weshalb in der Sekundärliteratur häufig behauptet wird, er sei zwischen den Welten (der Demokratie und der Aristokratie) gewandelt.⁶ Zwar ist es völlig unstrittig, dass Tocqueville ein Verfechter der Demokratie war, sie aus Vernunftgründen für das beste

- 4 John C. Koritansky, *Alexis de Tocqueville and the New Science of Politics*, Durham: Carolina Academic Press 1986, S. 89; Dennis Smith, *Capitalist Democracy on Trial. The Transatlantic debate from Tocqueville to the Present*, London/New York: Routledge 1990, S. 20.
- 5 Claus Offe, *Selbstbetrachtung aus der Ferne. Tocqueville, Weber und Adorno in den Vereinigten Staaten*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2004, S. 16; Seymour Drescher, »Tocqueville's Comparative Perspective«, in: Cheryl B. Welch (Hg.), *The Cambridge Companion to Tocqueville*, Cambridge: Cambridge University Press 2006, S. 21–48, hier S. 21ff.; Manfred Brocker, »Alexis de Tocqueville. De la Démocratie en Amérique«, in: Steffen Kailitz (Hg.), *Schlüsselwerke der Politikwissenschaft*, Wiesbaden: VS Verlag 2007, S. 461–464, hier S. 463.
- 6 Françoise Mélonio, *Alexis de Tocqueville*, Paris: ADPF 2006, S. 3.

System hielt, doch schätzte er gleichzeitig viele Aspekte des *Ancien Régime*, (mit dem er aufgrund seiner sozialen Stellung bestens vertraut war), die er in der Demokratie schmerzlich vermisste. Im Laufe seines Lebens wird Tocqueville immer kritischer gegenüber der Demokratie. Er ist sich der Herausforderungen und Gefahren, die mit ihr einhergehen, bewusst und nimmt sie in seinen Analysen umfassend in den Blick. Vieles, was Tocqueville an der Demokratie kritisiert, treibt uns auch heute noch um. So erkennt er eine allgemeine Politikverdrossenheit, einen Rückzug ins Private, mit dem ein Desinteresse an Politik einhergeht.⁷ Er sieht im Streben nach Individualität und Anerkennung eine den Einzelnen in seiner Lebensweise dominierende Erscheinung, die ihn abhängig von der öffentlichen Meinung macht und zu Spaltungen und Ausgrenzungen in der Gesellschaft führt. Zudem befürchtet er, dass der die Demokratie prägende Individualismus zu kollektivem Egoismus und flächendeckender Einsamkeit⁸ führt.

Zentral für Tocquevilles Demokratieverständnis ist im Übrigen auch, dass die Demokratie nicht nur ein Herrschaftssystem, sondern darüber hinaus eine bestimmte Gesellschaftsform ist. Für eine funktionierende Demokratie braucht es seiner Einschätzung nach eine Art des Zusammenlebens, die durch Individuen gekennzeichnet ist, welche über eine spezifisch demokratische Art zu fühlen, zu denken und zu handeln verfügen. Als zentrales Charakteristikum der Tocquevilleschen Demokratie kann schließlich die *Gleichheit der Bedingungen* genannt werden.⁹ Dass alle Individuen zumindest *de jure* gleich sind, unterscheidet die Demokratie Tocqueville zufolge von allen anderen Systemen und macht ihren besonderen Wert aus.

Vor diesem Hintergrund sind nun jene Passagen zu lesen, in denen Tocqueville über *race*, *class* und *gender* spricht. Hinsichtlich der für uns im vorliegenden Zusammenhang relevantesten Komponente, *race*, ist schon der Ort interessant, an dem Tocqueville sich innerhalb von *Über die Demokratie in Amerika* damit auseinandersetzt. Die Kapitel zur Rolle der Schwarzen und der Native Americans befinden sich alle am Ende

- 7 Sarah Rebecca Strömel, »Eine Frage des Gefühls. Alexis de Tocqueville und die Emotionalisierung der Politik«, in: Paul Helfritzsch/Jörg Müller Hipper (Hg.), *Die Emotionalisierung des Politischen*, Bielefeld: transcript 2021, S. 19–42, hier S. 25.
- 8 Zur Einsamkeit bei Tocqueville: Karlfriedrich Herb, Sarah Rebecca Strömel, »Einsame Herzen. Tocqueville und die Demokratie«, *Zeitschrift für Politik* (2019/4), S. 365–383.
- 9 Raymond Aron, *Hauptströmungen des soziologischen Denkens. Erster Band: Montesquieu – Auguste Comte – Karl Marx – Alexis de Tocqueville*, Köln: Kiepenhauer & Witsch 1971, S. 203; Oliver Hidalgo, »Tocqueville im Spiegel aktueller (Post-)Demokratiethorien – Ambivalenz, Agonalität, Antinomien«, in: Bluhm/Krause (Hg.), *Alexis de Tocqueville. Analytiker der Demokratie*, Paderborn: Brill Deutschland 2016, S. 323–341, hier S. 323.

von Tocquevilles erstem Band und wurden erst nachträglich hinzugefügt.¹⁰ Sie bilden den Übergang zum zweiten Band und schließen den ersten, eher deskriptiven, positiv gestimmten Teil ab, der wiedergibt, was Tocqueville in den Vereinigten Staaten an der sich dort entwickelnden Demokratie beobachten konnte.

Wer sich intensiv mit Tocquevilles Hauptwerk auseinandersetzt, der weiß, dass Tocqueville die Stelle, an der er einen Gegenstand thematisiert, mit Bedacht wählt. Nicht zufällig leiten die Überlegungen zu Schwarzen und Native Americans also den zweiten, deutlich demokratiekritischeren Teilband ein, der, wie gesagt, von den amerikanischen Verhältnissen abstrahiert und scharfsinnige Beobachtungen des amerikanischen Kontexts durch tiefgreifende Analysen der Demokratie an sich ergänzt. Gaben etwa Tocquevilles Beobachtungen der Missstände, mit denen Native Americans und Schwarze in Amerika konfrontiert waren, den Anstoß dazu, einen kritischeren Blick auf die Demokratie zu werfen? Dies würde insofern nicht überraschen, als Tocquevilles Schilderungen hier keineswegs durchgängig positiv sind, wie es sonst so typisch für den ersten Band ist. Vielmehr bringt er deutlich zur Sprache, dass er die Situation der Schwarzen und der Native Americans bedauert; und er verurteilt deutlich die Sklaverei (wie später noch auszuführen sein wird, wenn es um die konkreten Inhalte der für eine rassismuskritische Lesart relevanten Komponenten seines Denkens gehen soll). Für den Moment kann festgehalten werden, dass sich Tocqueville explizit mit den ›Rassenverhältnissen‹ beschäftigt. Er widmet ihnen ein größeres Kapitel von insgesamt 55 Seiten¹¹ in seiner Demokratiestudie: Sich mit der (amerikanischen) Demokratie auseinander zu setzen, hieß für Tocqueville offenbar auch, sich mit Rassismus zu befassen.

Auch an anderen Stellen in seinem Werk finden sich relevante und ergänzende Ausführungen zu diesem Thema. So schildert er in seinem Werk *Fünfzehn Tage in der Wildnis* ausführlich seine Begegnungen und Erfahrungen mit den Native Americans. In *Gedanken über Algerien* unterstützt er argumentativ Frankreichs Kolonialisierung Algeriens; und auch in seinen kürzeren politischen Schriften wird seine Leserschaft ab und an mit der *race*-Kategorie als Diskriminierungsform konfrontiert. So beschäftigt er sich etwa in seiner *Denkschrift über den Pauperismus* mit den Native Americans. Es ist ganz offensichtlich, dass für Tocqueville die *race*-Kategorie in politischen und sozialen Analysen keineswegs irrelevant ist, insbesondere, wenn es darum geht, das Wesen der Demokratie zu erfassen. Vielmehr betrachtet er sie als wichtigen Teilaspekt, um zu verstehen, welche

10 Skadi S. Krause, »Rasse/Rassismus«, in: Norbert Campagna et al. (Hg.), *Tocqueville Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Berlin: Metzler 2021, S. 260.

11 Alexis de Tocqueville, *Über die Demokratie in Amerika*, hrsg. von Jacob P. Mayer und Hans Zbinden, Übersetzung: Hans Zbinden, München: Dt. Taschenb.-Verl. 1976, S. 366–421.

Auswirkungen die Demokratie auf das gesellschaftliche Zusammenleben, und umgekehrt das gesellschaftliche Zusammenleben auf die Demokratie hat. Bevor wir in einem zweiten Teil seinen Analysen von Rassismus sowie der Inkonsistenz in seinem Denken auf den Grund gehen, sei vorab noch kurz auf die anderen beiden klassischen Diskriminierungsformen – *class* und *gender* eingegangen, um später zeigen zu können, inwiefern die drei Kategorien im Denken Tocquevilles intersektional verwoben sind.

Beide Diskriminierungsformen tauchen im Rahmen von Tocquevilles politischer Theorie auf. In *Über die Demokratie in Amerika* widmet sich Tocqueville explizit der Stellung der Frau in der Gesellschaft. Er thematisiert die Erziehung von Mädchen¹², das Verhältnis von Mann und Frau¹³ und die Familie¹⁴ – übrigens alles im zweiten, demokratiekritischen Band. Auffallend ist hierbei, dass Tocqueville im Kontext der Familie nur über Väter, Söhne und Brüder nachdenkt – Mütter, Töchter und Schwestern kommen gar nicht erst zur Sprache. Hinsichtlich der *gender*-Komponente verbleibt Tocqueville also weitgehend in den üblichen Diskriminierungsmustern.¹⁵ Hinsichtlich der *class*-Komponente findet sich schließlich ein

12 Tocqueville, *Über die Demokratie in Amerika*, S. 689–691; S. 692–694.

13 Ebd., S. 702–705.

14 Ebd., S. 682–688.

15 Eine leichte Ambivalenz ist auch hinsichtlich der *gender*-Komponente zu erkennen. So beschreibt Tocqueville zunächst wertneutral, dass die jungen Mädchen in Amerika früh selbstständig denken, frei sprechen und allein handeln würden (ebd., S. 689) und hebt dann immerhin die amerikanische Art der Erziehung als die der Demokratie angemessenere hervor (ebd., S. 691). Allerdings scheint Tocqueville hier eher aus der pragmatischen Sicht eines Demokratietheoretikers zu sprechen, der die Stabilität und Funktionsfähigkeit der Demokratie garantiert wissen will. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn er weiter von der Gefahr spricht, dass aus einer solchen Erziehung »eher ehrbare und kalte Frauen als zärtliche Gattinnen und liebenswerte Gefährtinnen des Mannes« (ebd.) hervorgehen und er der Frau damit nicht nur die üblichen, sexistischen Rollenklischees zuschreibt, sondern sie vor allem aus der Sicht des Mannes, als *Gattin* denkt. Am deutlichsten wird dies, blickt man in das Kapitel zur Gleichheit von Mann und Frau. Hier schreibt Tocqueville explizit, dass eine Gleichmachung von Mann und Frau »schwache Männer und zuchtlose Frauen« (ebd., S. 702) hervorbringen würde und dass die Natur Mann und Frau mit sowohl körperlich als auch geistig unterschiedlichen Fähigkeiten versehen hätte (ebd.) weshalb eine Begrenzung der Frau auf den »häuslichen Kreis« (ebd., S. 705) gerade die Stärke der amerikanischen Demokratie ausmachen würde: Es ist die Achtung der unterschiedlichen Aufgaben und »ungleiche[n] Bestimmungen« (ebd.) der Geschlechter, die Tocqueville hier positiv hervorhebt – eine Position, mit der man ihn wohl kaum als Kämpfer für Emanzipation und Gleichberechtigung der Geschlechter bemühen kann, selbst dann nicht, wenn man differenzfeministische Überlegungen zugrunde legt, scheint Tocqueville die Frau im *Oikos* doch bestens versorgt zu

Kapitel, das sich dezidiert mit Klassen- oder Schichtzugehörigkeiten und hierarchischen Verhältnissen in der demokratischen Gesellschaft auseinandersetzt. Es trägt den Titel *Wie die Demokratie das Verhältnis von Dienern und Herren wandelt*¹⁶ und ist ebenfalls Teil des zweiten Bandes. Allerdings schwingt die *class*-Komponente in seiner Demokratiestudie im Grunde permanent subtil mit, macht Tocqueville in klaren Klassenzugehörigkeiten doch das zentrale Merkmal der Aristokratie aus, welches für ihn den entscheidenden Unterschied zur Demokratie markiert. Mit dem Verlust der eindeutigen Klassenzugehörigkeit geht für Tocqueville eine gewisse Orientierungslosigkeit einher, die, wie wir noch sehen werden, aus seiner Sicht fatale Folgen haben kann.

Im nun folgenden, zweiten Teil des Textes sollen Tocquevilles konkrete Aussagen zum Thema Rassismus in den Blick genommen werden, um so die *Ambivalenz* seiner Ausführungen darstellen und analysieren zu können – begleitet von einem Blick auf Tocquevilles persönliche Haltung zum Thema.

Die Ambivalenz der Ausführungen zum Rassismus in Tocquevilles Demokratietheorie

Nehmen wir die enttäuschende Nachricht gleich vorweg: Tocqueville ist kein Anti-Rassist. In seiner Einteilung der Menschen in drei ›Rassen‹ entspricht er im Gegenteil ganz dem *Mainstream* seiner Zeit. Schwarze, Native Americans und Weiße versieht er dabei mit den üblichen Stigmatisierungen, Klischees und Vorurteilen. Er denkt in Essenzialismen und betreibt in seinen Beschreibungen anderer Menschengruppen eine Praxis, die wir heute als *othering* bezeichnen würden. Sehen wir uns zunächst genauer an, wie er über die einzelnen Gruppierungen spricht. So heißt es mit Blick auf die Weißen: »Unter diesen so verschiedenartigen Menschen ist der erste, der den Blick auf sich zieht, der erste an Bildung, Macht, Glück, der weiße Mensch, der Europäer, der Mensch im wahrsten Sinne; ihm untergeordnet erscheinen der N*¹⁷ und der Native American.«¹⁸

wissen und damit ein überkommenes Rollenverständnis von Mann und Frau zu vertreten, das die Frau aus der Sicht des Mannes, allenfalls aus der Sicht der Demokratie, nicht aber von ihr selbst aus denkt.

16 Ebd., S. 667.

17 Um rassistische Diskriminierung nicht durch Sprache zu reproduzieren, wird im folgenden Text, wo immer möglich, auf rassistische Begriffe verzichtet. In Zitaten wird von »N« und von »Native Americans« gesprochen, auch da, wo Tocqueville selbst im zitierten Original die üblichen rassistischen Bezeichnungen verwendet.

18 Tocqueville, *Über die Demokratie in Amerika*, S. 367.

An der Spitze von Tocquevilles rassistischer Hierarchisierung stehen also wie üblich die Weißen. Dass er die Menschheit in drei verschiedene ›Rassen‹ einteilt und nicht nur klare Unterschiede, sondern auch eine eindeutige Hierarchie zwischen den drei Gruppen behauptet, zeigt sich einmal mehr, wenn er an derselben Stelle von »drei natürlich unterschiedene[n] [...] feindliche[n] Rassen« spricht, zwischen denen eine fast unüberwindliche Schranke bestünde, die er auf Erziehung, das Gesetz, ihren Ursprung und die äußere Gestalt ihrer Züge, also ihre Optik zurückführt.¹⁹

Wie rassistisch Tocqueville in seiner Wahrnehmung der drei ›Rassen‹ ist, zeigt sich vor allem bei der Beschreibung der Schwarzen. Eine der schmerzhaftesten Passagen lautet wie folgt:

»Der N* hat keine Familie; in der Frau vermag er nichts anderes zu sehen als die zeitweilige Gefährtin seiner Lust, und seine Kinder sind mit ihrer Geburt ihm gleich. Soll ich diese seelische Veranlagung, die den Menschen stumpf macht gegen das Übermaß des Unglücks und ihm oft sogar eine verderbte Vorliebe für die Ursache seines Elends einflößt, soll ich sie eine Wohltat Gottes oder einen letzten Fluch seines Zornes nennen?«²⁰

Etwas später heißt es mit Blick auf die Schwarzen weiter:

»In diesem Niedriggeborenen, in diesem Fremden, den die Knechtschaft uns gebracht hat, erkennen wir kaum die allgemeinen Züge der Menschheit. Sein Gesicht erscheint uns hässlich, sein Geist beschränkt, seine Neigungen roh; es fehlt nicht viel, dass wir ihn für ein Wesen zwischen Tier und Mensch halten.«²¹

Diese kaum zu ertragenden Beschreibungen der Schwarzen lassen keinen Zweifel darüber zu, dass Tocqueville den gängigen rassistischen Vorurteilen seiner Zeit unterliegt. Dies zeigt sich auch an anderer Stelle (in seinem Reisebericht *Fünfzehn Tage in der Wildnis*), wo er über die dritte von ihm unterschiedene Gruppe, die Native Americans, schreibt, sie seien »Wilde«, die etwas »Barbarisches und Unzivilisiertes« an sich hätten, was sie abstoßend mache – nachdem er zuvor detailliert auf äußerliche Merkmale wie die Form des Mundes oder die Farbe der Haut eingegangen war, die angeblich alle Native Americans gemeinsam hätten.²²

Seine Beobachtung, Wahrnehmung und Beschreibung der drei ›Rassen‹ zeugt klar von Rassismus. Er gliedert sich damit in die Reihe von Philosophen wie Immanuel Kant oder G.W.F. Hegel ein, deren rassistische

19 Ebd.

20 Tocqueville, *Über die Demokratie in Amerika*, S. 367–368.

21 Ebd., S. 396.

22 Alexis de Tocqueville, *Fünfzehn Tage in der Wildnis*, Übersetzung: Heinz Jatho, Zürich: diaphanes 2014, S. 9.

Passagen heute eine sensible Rezeption erfahren und kritisch diskutiert werden.

Tocqueville macht es uns allerdings nicht ganz so einfach. Denn neben dem einen Tocqueville, der in Essenzialismen denkt und drei Gruppen ausmacht, die er mit rassistischen Beschreibungen charakterisiert, gibt es noch den anderen, kritischeren Tocqueville. Ihm begegnen wir ebenfalls in seiner Hauptschrift *Über die Demokratie in Amerika*, wenn es dort – etwas kryptisch – heißt: »Haben die Heutigen einmal die Sklaverei abgeschafft, so müssen sie noch die Vorurteile beseitigen, die viel unangreifbarer und zäher sind als die Sklaverei: das Herrenvorurteil, das Rassenvorurteil und endlich das Vorurteil des Weißen.«²³ Dass die demokratische Gesellschaft seiner Zeit von Vorurteilen geleitet wird und sich dies ganz besonders in der ›Rassenfrage‹ widerspiegelt, scheint Tocqueville hier durchaus klar zu sein. Eben diese Vorurteile entdeckt er – kritisch, wie er ist – auch an sich selbst. So rassistisch seine Wahrnehmung und Beschreibung der drei ›Rassen‹ auch sein mögen, was die politischen Konsequenzen betrifft, die daraus folgen, so lehnt Tocqueville eine Ungleichbehandlung der Menschen aufgrund rassistischer Vorurteile radikal ab. Mehr noch: Er bedauert das mangelnde Mitgefühl der Weißen gegenüber den Native Americans und den Schwarzen und macht die Unterdrückung der Schwarzen, insbesondere durch die Sklaverei, als einen schrecklichen Missstand aus.

Diese kritische Sensibilität zeigt sich auch an anderen Stellen seines Werkes. Einmal schreibt er im Zusammenhang mit den Native Americans: »Die schrecklichen Leiden, die diese erzwungene Auswanderung begleiten, kann man sich nicht vorstellen. [...] Hinter ihnen lauert der Hunger, vor ihnen der Krieg, überall die Not.«²⁴ Ein anderes Mal heißt es: »Es tat weh zu sehen, wie diese Unglücklichen von ihren zivilisierten Brüdern aus Europa behandelt wurden.«²⁵ Offensichtlich bereitet die Unterdrückung der Native Americans seitens der Weißen Tocqueville Unbehagen. Er stellt darüber hinaus fest, dass Schwarze und Native Americans sich in ihrem Unglück ähneln und dass beide die Folgen einer Tyrannei erleiden, deren Urheber die gleichen sind.²⁶ Als besagte Urheber bezeichnet er hier eindeutig die Weißen.

Auch privat verurteilt Tocqueville die Sklaverei aufs Schärfste. In einem Brief an einen Bekannten bezeichnet er die Sklaverei als das »schrecklichste aller sozialen Übel.«²⁷ Und aus der Korrespondenz mit

23 Tocqueville, *Über die Demokratie in Amerika*, S. 396.

24 Tocqueville, *Über die Demokratie in Amerika*, S. 375.

25 Tocqueville, *Fünfzehn Tage in der Wildnis*, S. 72.

26 Tocqueville, *Über die Demokratie in Amerika*, S. 367.

27 Alexis de Tocqueville, *Œuvre complètes* (OC), Édition définitive unter der Direktion von Jacob Peter Mayer, 18 Bde., Paris: Gallimard, 1951 ff., OC VIII, S. 196.

Gobineau geht klar hervor, dass Tocqueville dessen rassistische Überzeugung, es gäbe unterschiedliche »Menschenrassen«, die sich nicht miteinander vermischen sollten, entschieden ablehnt. Er argumentiert unter anderem theologisch und weist Gobineau darauf hin, dass das Christentum und seine Lehren von *einer* menschlichen Spezies ausgehen und dass dies mit seiner Doktrin verschiedener, ungleicher »Rassen«, die sich nicht vermischen dürfen, nicht in Einklang zu bringen sei.²⁸ Zudem stellt Tocqueville explizit die Frage, wem die »Rassenlehre« eigentlich nütze und beantwortet die Frage sogleich selbst: Den Eigentümern der schwarzen Sklaven, zugunsten der ewigen Knechtschaft, die auf der radikalen Unterscheidung der »Rassen« basiere.²⁹ Tocqueville verknüpft hier also rassistische mit klassistischen Elementen und denkt »intersektional« *avant la lettre*. Tocqueville liefert auf der anderen Seite in seinen *Gedanken über Algerien* Frankreich argumentative Unterstützung im Kolonisationsprozess – so entschieden er die Sklaverei als Privatperson ablehnt, so nonchalant geht er in seinem Text offenbar über die Frage nach der Illegitimität und Ungerechtigkeit von Kolonialisierungen hinweg.³⁰

Wie passt all dies nun zusammen? Müssen wir Tocqueville als widersprüchlichen Autor zurück ins Regal stellen? Oder lassen sich die

28 Norbert Campagna/Oliver Hidalgo/Skadi S. Krause, »Briefwechsel«, in: Norbert Campagna et al. (Hg.), *Tocqueville Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Berlin: Metzler 2021, S. 71–87, hier S. 76.

29 Tocqueville, *Œuvre complètes* (OC), OC IX, S. 276–281, hier S. 279.

30 Die Spannung zwischen Tocquevilles theoretischer Verteidigung der Freiheit, seinem Plädoyer für Demokratie einerseits und seinem großen Interesse an der Kolonialpolitik andererseits haben in der Tocqueville-Forschung immer wieder Fragen der Vereinbarkeit dieser beiden Positionen aufgeworfen (Skadi S. Krause/Sven Seidenthal, »Kolonialismus«, in: Norbert Campagna et al. (Hg.), *Tocqueville Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Berlin: Metzler 2021, S. 220–225, hier S. 220; Cheryl B. Welch, »Out of Africa. Tocqueville's Imperial Voyages«, *Review of Middle East Studies* (2011/1), S. 53–61; Ewa Atanassow, »Kolonisation und Demokratie. Tocqueville neu überdacht«, in: Bluhm/Krause (Hg.), *Alexis de Tocqueville. Analytiker der Demokratie*, Paderborn: Brill Deutschland 2015, S. 263–290). Während einige darauf verweisen, dass Tocqueville sich in seinen Schriften zu Algerien als Politiker, als Vertreter der französischen Regierung und nicht als freier Autor äußere (Welch, *Out of Africa*, S. 53–54) und andere Tocquevilles politische Schriften plump als »Zeitgeist« abtun (Jennifer Pitts, »Empire and Democracy. Tocqueville and the Algeria Question«, *Journal of Political Philosophy* (2000/3), S. 295–318), machen wieder andere deutlich, dass Tocquevilles Analyse der Demokratie und sein politisches Engagement nicht von der Problematik der Kolonisation getrennt werden dürfen und verweisen dabei auf thematische und chronologische Überschneidungen (Matthias Bohlender, »Demokratie und Imperium. Tocqueville in Amerika und Algerien«, *Berliner Journal für Soziologie* (2005/4), S. 523–540; Atanassow,

zunächst konträr erscheinenden Äußerungen doch unter einen Hut bringen?

Eine Auflösung der Widersprüche ist möglich, wenn zwischen der sozialen, deskriptiven und der politischen Dimension, also der Wahrnehmung und Beobachtung der Gesellschaft einerseits und der normativen Analyse des politischen Systems andererseits differenziert wird. Wie eingangs erwähnt gilt Tocqueville heute als Wegbereiter der empirisch-vergleichenden Politikwissenschaft. Dabei haben aber nicht nur seine gesellschaftlichen Beobachtungen seine politische Analyse, sondern umgekehrt auch seine tiefgreifende Auseinandersetzung mit dem System Demokratie seine Wahrnehmungen geprägt. Als Demokratietheoretiker kann Tocqueville weder Sklaverei noch eine Ungleichbehandlung der drei vermeintlichen ›Rassen‹ gutheißen. Sie widersprächen schlichtweg dem zentralen Charakteristikum seiner Demokratie – der *Gleichheit der Bedingungen*. Und so ist Tocqueville eben auch der politische Philosoph, der sensibel für den Zusammenhang ist, der zwischen rassistischer Diskriminierung und ihrem systemischen Hintergrund besteht, wenn er erläutert, wie tief eingeschrieben die Diskriminierung der Schwarzen in die Gesellschaft ist. Seine Worte erinnern in vielem an das, was wir heute als strukturellen Rassismus bezeichnen und wogegen Bewegungen wie Black-Lives-Matter demonstrieren:

»Man hat dem N* in fast allen Staaten, welche die Sklaverei abschafften, Wahlrechte verliehen; geht er aber zur Urne, so setzt er sein Leben aufs Spiel. Wird er unterdrückt, so kann er klagen, aber seine Richter sind alle Weiße. Zwar kann er nach dem Gesetz Geschworener werden, aber das Vorurteil hindert ihn daran. Sein Sohn ist von der Schule, in der das Kind der Europäer unterrichtet wird, ausgeschlossen. In den Theatern könnte er sich selbst mit Gold das Recht nicht verschaffen, neben seinem ehemaligen Herrn zu sitzen; in den Spitälern liegt er in einer besonderen Abteilung. [...] Ist der N* gestorben, so begräbt man ihn abgesondert, und selbst in der Gleichheit des Todes zeigen sich die Unterschiede des Lebens.«³¹.

Diese eindringliche Passage wirft Fragen auf. Tocqueville ist sich offenbar der Mängel der Demokratie bewusst. Er weiß, dass es mit einer rein juristischen Gleichstellung von Schwarzen, Native Americans und Weißen im Kampf gegen Rassismus nicht getan ist. Dass rassistische Diskriminierung in den Köpfen der Individuen einer Gesellschaft beginnt, war Tocqueville bereits im 19. Jahrhundert klar. Auch wusste er, wie schwer es ist, das Denken, das »geistige Leben« einer demokratischen Gesellschaft, wie er es in *Über die Demokratie in Amerika* nennt,³² zu verändern und dass

Kolonisation und Demokratie; zur Debatte insgesamt: Krause/Seidenthal, *Kolonialismus*, S. 220–225).

³¹ Tocqueville, *Über die Demokratie in Amerika*, S. 398.

³² Ebd., S. 485.

dies besonders in Bezug auf Vorurteile gilt. So sehr wir Tocqueville für seine rassistischen Zuschreibungen also auch kritisieren müssen – von seiner Analyse des systemischen Einflusses der Demokratie auf Rassismus können wir lernen. Und dies gilt nicht nur für eine *de jure*- und *de facto*-Unterscheidung im Kampf gegen Rassismus, sondern auch für den Zusammenhang von *race*, *class*, *gender* und Demokratie. Damit kommen wir zum dritten Teil der Analyse und der Frage nach der Intersektionalität.

Intersektionalität in Tocquevilles Demokratietheorie

Wie bereits erwähnt ist die *class*-Komponente der zentrale Faktor, an dem sich die Unterschiede zwischen Demokratie und Aristokratie für Tocqueville zeigen. Gab es in der Ständegesellschaft des *Ancien Régime* eine klare Klassenzugehörigkeit, vermischen sich die Klassen nun in der Demokratie und die *Gleichheit der Bedingungen* lässt zumindest *de jure* Auf- und Abstiegschancen zu. Während Tocqueville diesen Umstand auf systemischer Ebene begrüßt, erkennt er mit Blick auf die Gesellschaft allerdings eine gewisse Orientierungslosigkeit. Mit den vielen verschiedenen Optionen, die die Demokratie den Individuen bietet, ist der demokratische Mensch – ähnlich wie es später Alain Ehrenberg³³ herausgearbeitet hat – überfordert. Als orientierungsgebendes Merkmal, das ein Zusammengehörigkeitsgefühl innerhalb einer Klasse generiert und Antworten auf Identitätsfragen liefert, scheint Tocqueville die Ständeordnung zu vermissen – nicht, weil er sie für die beste Antwort auf die Frage nach der bürgerlichen Identität hält, sondern weil er der Demokratie keine wirklichen Alternativen zutraut:

»Da jede Klasse sich den übrigen nähert und mit ihnen vermischt, werden ihre Angehörigen gleichgültig und einander gleichsam fremd. Die *Aristokratie* bildete aus allen Bürgern eine lange Kette, die vom Bauern bis zum König hinaufreichte; die *Demokratie* zerbricht die Kette und sondert jeden Ring für sich ab.«³⁴

Der Demokratie mangelt es Tocqueville zufolge offenbar an standesbedingten Gruppen, deren innerer Zusammenhalt den Individuen ein Zugehörigkeitsgefühl vermittelt. Hier kommen Überlegungen ins Spiel, die als Vorstufe zum Intersektionalitätsgedanken gelten können. Tocqueville ist sich einer paradoxen Seite der Demokratie bewusst: Je mehr sich die juristische, systemische Gleichheit ausdehnt, desto stärker wird das gesellschaftliche Bedürfnis nach Individualität, Abgrenzung und damit

33 Alain Ehrenberg, *Das Unbehagen in der Gesellschaft*, Berlin: Suhrkamp 2011.

34 Tocqueville, *Über die Demokratie in Amerika*, S. 586.

nach Ungleichheit. Unter den vielen Gleichen wünscht sich der demokratische Mensch als Individuum, als besonders, als anders gesehen zu werden und sich von den anderen abzugrenzen, wie Tocqueville in seinen Ausführungen zum Individualismus in der Demokratie zeigt.

Da die *class*-Komponente nun nicht mehr als Abgrenzungsmerkmal *par excellence* greift, sind die Zugehörigkeiten und Einteilungen in verschiedene Klassen doch nicht mehr auf traditionelle Weise möglich, müssen andere Formen der Abgrenzung gefunden werden. Hier nun kommen *race* und *gender* ins Spiel. Mit Blick auf die Sklaverei sowie die Unterdrückung der Schwarzen und der Native Americans seitens der Weißen macht Tocqueville das mangelnde Mitgefühl auf Seiten der Weißen als Ursache aus, das ebenfalls auf einem Streben nach sozialer Abgrenzung beruht:

»Indessen erdulden die Sklaven dort noch schreckliche Leiden und sind immerzu sehr grausamen Strafen ausgesetzt. Es ist leicht zu erkennen, daß das Los dieser Unglücklichen ihren Herren wenig Mitleid einflößt und daß diese in der Sklaverei nicht nur einen Tatbestand sehen, der ihnen Gewinn bringt, sondern überdies ein Übel, das sie nicht berührt. So wird der gleiche Mensch, der für seine Mitmenschen voll Mitgefühl ist, wenn diese zu seinesgleichen gehören, gefühllos gegenüber ihren Leiden, sobald die Gleichheit aufhört.«³⁵

Tocqueville ist sich also nicht nur bereits der Tatsache bewusst, dass mit rassistischer Diskriminierung klassistische Ausbeutung durch Abschöpfung eines Gewinns einhergeht, wie dem Zitat entnommen werden kann. Er weiß auch, dass *class*, *race* und *gender* nicht kontextisoliert als Diskriminierungsformen wirken, sondern maßgeblich vom systemischen Hintergrund beeinflusst werden.

Die Demokratie wirkt in dieser Hinsicht sehr ambivalent. Einerseits ist sie als Herrschaftsform das System der bürgerlichen Gleichheit, das Rassismus, Klassismus und Sexismus nicht gutheißen kann, verfolgt sie doch das Ideal einer rechtlichen Gleichstellung aller Bürgerinnen und Bürger und distanziert sich damit entschieden von allen despotischen Herrschaftsformen. Andererseits scheint das Streben nach Individualität, Abgrenzung und Ungleichheit unter Gleichen in demokratischen Gesellschaften besonders ausgeprägt zu sein. Salopp formuliert: Wenn schon nicht mehr aufgrund von unterschiedlichen Standeszugehörigkeiten oder klar erkennbaren Klasseneinteilungen möglich, müssen Überlegenheitsgefühle, Privilegien und soziale Distinktionen eben auf andere Weise generiert werden. Folgt man Tocquevilles Analysen, so scheint er der Auffassung zu sein, dass rassistische Vorurteile genau deshalb besonders gut auf demokratischem Boden gedeihen und hier besonders schwer

35 Ebd., S. 657.

zu überwinden sind, bieten sie doch einfache Antworten auf komplexe Identitätsfragen in modernen Demokratien.

Tocqueville ist diesen Versuchungen selbst erlegen. Sein Denken fällt dem vorgestellten Mechanismus genau da anheim, wo er in Essenzialismen denkt, rassistische Zuschreibungen verwendet und den Kolonialismus verteidigt, obwohl er längst zu der Einsicht gelangt war, dass eine Ungleichbehandlung der Bürgerschaft aufgrund von vermeintlichen Rassenzugehörigkeiten entschieden abzulehnen ist.

Tocqueville ist damit kein Einzelfall. Bis heute, so zeigt der Blick auf zeitgenössische Rassismus-Diskussionen, lässt sich die Jahrhunderte währende strukturelle Diskriminierung von Gruppen nicht einfach beseitigen – man denke nur an Phänomene wie das ›Racial Profiling‹ oder die gesellschaftlichen Debatten rund um die Verwendung von rassistisch besetzten Begriffen. Was wir von Tocqueville in diesem Zusammenhang lernen können, ist in jedem Fall, das Zusammenwirken von systemisch-strukturellen und psychologischen Komponenten nicht zu unterschätzen, das rassistische Vorurteile in unseren Köpfen manifestiert, wenn wir verstehen wollen, weshalb Rassismus so tief in die Matrix unserer Gesellschaft eingeschrieben ist.

Fazit

Wer rassismuskritische Philosophiegeschichte betreiben will und in den Theorien der großen Denkerinnen und Denker nach rassistischen Aussagen sucht, braucht in der Regel nicht lange zu suchen. Nur allzu oft begegnet man dem, was auch auf Tocqueville zunächst zuzutreffen schien: einer Person, die sich offen oder latent rassistisch äußert. Wie sich gezeigt hat, ist Tocquevilles Haltung zu rassistischer Diskriminierung von Inkonsistenzen geprägt. Während er einerseits zunächst selbst einem Denken in Essenzialismen verfällt, klar zwischen drei ›Rassen‹ differenziert, unter denen er eine Rangordnung ausmacht, an deren Spitze die Weißen stehen, verurteilt er eine politische Ungleichbehandlung aufgrund von vermeintlichen ›Rassenzugehörigkeiten‹ andererseits sehr klar. Er prangert die offene Diskriminierung und das mangelnde Mitgefühl der Weißen an, benennt sie als Urheber für das Leid der Schwarzen und der Native Americans. In seiner Auseinandersetzung mit den systemisch-strukturellen Komponenten der Demokratie erkennt Tocqueville den Nährboden, der Vorurteile – so auch rassistische – gedeihen lässt. Es ist paradoxerweise die Demokratie selbst, die zwar einerseits die Gleichheit der Bürgerschaft fordert und fördert, andererseits aber auch die Neigung zur Abgrenzung und Distinktion immer wieder aufs Neue frisch entflammt. Letztere ist Folge der Gleichheit auf rechtlich-politischer Ebene, weil diese eine Gleichförmigkeit auf gesellschaftlicher Ebene produziert:

Werte, Normen, Ziele, Lebensstile und Verhaltensweisen der Individuen gleichen sich immer stärker einander an – mit der Folge gesuchter Abgrenzungen, Abwertungen und Distinktionen. Wo solche künstlichen Abgrenzungen geschaffen werden müssen, um individuelle Identitäten zu generieren, fällt es Tocqueville zufolge dann besonders schwer, rassistische oder sexistische Vorurteile zu überwinden. Die frühere Form der Abgrenzung *par excellence*, die klassistische, die mit Standesmerkmalen operiert, fällt nach Tocqueville in der Demokratie aus (auch wenn wir heute wissen, dass sich sozioökonomisch bestimmte Rangunterschiede, klassistische Abgrenzungen und Vorurteile, im Rahmen moderner Demokratien auf andere Weise, etwa über das Markteinkommen, reproduzieren werden). *Race* und *gender* treten nach Tocqueville in die Lücke und generieren Abwertung und Selbstüberhöhung bei den weißen Männern der Demokratie.

Nehmen wir Tocquevilles demokratiethoretische Analyse ernst. Wenn er Recht hat mit seinem Befund, dass das Bedürfnis nach Abgrenzung und damit Ausgrenzung, in der Gesellschaft der Gleichen besonders stark ist – was heißt das dann mit Blick auf unsere heutigen Demokratien? Wie also umgehen mit dieser Diagnose?

Eine Möglichkeit bestünde darin, für dieses Problem zu sensibilisieren. Von Tocqueville können wir lernen, dass die Demokratie hohe Ansprüche an ihre Bürgerinnen und Bürger stellt, denn mit einer *Gleichheit der Bedingungen* per se ist noch keine tatsächliche Chancengleichheit, keine *de facto* Gleichstellung aller Mitglieder einer Gesellschaft realisiert. Die strukturellen Diskriminierungen greifen viel tiefer. Tocqueville zu studieren, bietet also eine Möglichkeit, den Wurzeln eines spezifisch demokratischen Nährbodens von Rassismus, Sexismus und Klassismus auf den Grund zu gehen. An seinen Ausführungen, aber auch an ihm selbst, ist ersichtlich, dass sich Rassismus auf verschiedene Arten definieren lässt: Als politische *Unterdrückungsform*, mit der eine rechtliche und/oder faktische Ungleichstellung und Ungleichbehandlung aufgrund vermeintlicher Rassenzugehörigkeiten einhergehen und als *Einstellung*, die auf Vorurteilen fußt, die sich mittels struktureller Diskriminierung seit jeher hartnäckig halten. Schon im 19. Jahrhundert wusste Tocqueville: Das eine zu überwinden, heißt noch lange nicht, das andere zu bezwingen.